

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 11 (1916)
Heft: 2

Rubrik: Gewerkschaftliche Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken einer Mutter am Weihnachtsabend.

Die Glocken verkündeten laut: Weihnachten, das Fest der Liebe, das Fest der Freude ist da! In alle Welt wird es posaunt und gepredigt: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Die eines guten Willens sind? Der Donner der Kanonen gab darauf bittere Antwort. Auch am Weihnachtstage verstummte er nicht. Also nicht guten Willens sind sie, auch jene unterstützen den mörderischen Krieg, die dem armen Volke predigen. Nur vereinzelt Ausnahmen gibt es.

O du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welcher Sohn spricht aus diesen Worten, wenn man bedenkt, wie viel namenloses, unsichtbares Leid nur an diesem einzigen Tage der Menschheit gebracht wurde. Summen von Millionen, die zu Milliarden anwachsen, werden vergeudet, um Mord und Elend zu verbreiten; wäre es nicht ein unendlich höherer, ein göttlicher Genuß, Freude zu bereiten an Stelle des bitteren Leides?

Unwillkürlich kommt mir der Gedanke an eine Genossin, die selbst arm, dennoch am St. Nikolaustage einer armen Kinderschar eine unerwartete Bescherung machte. Es ist schwer auszudrücken, wer mehr Freude empfand, die bescherten Kinder oder die Spenderin. Letztere war ganz glücklich darüber, eine Freude bereitet zu haben. Wie viel Freude, wie viel Wohl für die gesamte Menschheit hätte gebracht werden können mit den Unsummen, die jetzt für das Gegenteil gebraucht werden. Ist es nicht wahrer Sohn und Spott, wenn immer gesagt wird: „Gott mit uns?“ Als ob dieser Gott, der da gelehrt hat: „Du sollst nicht töten“, ein Wohlgefallen finden soll an diesem unerhörten Menschenmorden!

Würde der Nazarener heute es wagen, zu uns armen Erdenpilgern zu kommen, und würde er heute noch das tiefe Unrecht empfinden, wie er es damals empfunden hat: Wahrlich keine dreißig Jahre würde er am Leben bleiben!

Doch noch andere Gedanken stiegen immer wieder in mir auf. Ich muß gestehen, oft verläßt mich aller Mut. Die Handlungsweise einzelner Führer der Arbeiterbewegung hat unser Vertrauen schmachlich mißbraucht. Und dennoch muß man sich immer wieder aufraffen und sich sagen: Hat denn nicht auch das Volk seine bittere Mitschuld an diesem Weltelend? Mit Recht müssen wir leider die Frage bejahen. Die Wissenden büßen mit den Unwissenden. Unwissende sollte es eigentlich nicht mehr viele geben, denn die Sozialdemokratie hat ihre Worte, ihre Stimme in alle Welt hinausgetragen. Stets hat sie dem Volke vor Augen geführt, zu welchem Ziel der Rüstungswahnsinn führe und welche Vertreter mit Hurra für den Militarismus eintreten.

Eine Gleichgültigkeit sondergleichen war im Volke. Es hatte taube Ohren. Die einen begnügten sich zu sagen: Es muß einmal etwas Außergewöhnliches kommen, es sind zu viel Menschen auf der Welt! Fragen wir nun jetzt jene ungezählten Wittwen, Waisen und verlassenen Eltern, ob ihre Verlorenen zu viel waren? Wieder andere hatten die faule Ausrede: Man tut ja doch was man will, uns fragt man nicht! Das Volk ist sich eben der Macht des Stimmzettels noch nicht bewußt, es weiß nicht, daß jeder einzelne ein Stück Macht bedeutet, und vor der ganzen Welt die Verantwortung mitträgt für die weitere Entwicklung der Dinge. Mitgefäß hat also auch das Volk in seinem Unverständnis; bitter, bitter ist die Ernte.

A. U.

Unsere Stellung zum Kadettenwesen.

Träm, träm, trä-ri-ri-di! Trompetenschall und Trommelschlag tönt durch die Straßen, begleitet vom tam, tam des preussischen Taktschrittes. Gewiß ein Bataillon Soldaten? Ja, es sind Soldaten, aber ganz junge, zu junge, es

sind — Kadetten. Alle Welt steht, gafft und freut sich der jungen Krieger. Mütter betrachten mit Stolz ihre Söhne, die da als zukünftige Vaterlandsverteidiger so tapfer vorübermarschieren. Mich aber macht der militärische Anblick nicht froh. Ich wende mich ab mit einem Gefühl der Wehmut und bitterem Groll. Wie traurig ist es, daß schon Kinder zum Kriegshandwerk, zum Militarismus, erzogen werden. Ist es denn nicht hart genug für uns Frauen, daß wir Zwanzigjährige dem Vaterlande zur Verfügung stellen müssen?

Trotzdem gibt es noch Mütter, sogar Genossinnen, die sich der bewaffneten Jugend freuen, die es als ein Unglück betrachten, wenn ihre Söhne nicht Kadetten werden. Dieselben Mütter aber leiden unter dem Elend des heutigen Massenmordes, vergießen ungezählte Tränen um gefallene, ihnen nahestehende „Helden“. Sie ziehen den Militarismus in ihren Kindern groß und verabscheuen zugleich den Krieg. Kann es einen größeren Widerspruch geben? Dieser schroffe Gegensatz beweist zur Genüge, wie wenig selbständig die Frauen denken. Sonst müßte ihnen das Unnatürliche ihrer Ansicht über militärische Dinge auffallen.

Ganz verfehlt handeln Mütter, die schon dem kleinsten Dreikäsehoch Säbel, Gewehr und Kanone schenken. Das Spiel mit diesen Mordwaffen en miniature (im kleinen) wirkt verrohend auf das kindliche Gemüt und läßt den Knaben mit Sehnsucht die Zeit erwarten, wo er als Kadett ein richtiges Gewehr bekommt. Es ist an dir, liebe Genossin, deinen Sohn auf das Unwürdige dieser Nachäfferei militärischer Gebräuche aufmerksam zu machen. Bedeute ihm, daß die Menschheit höhere Ziele kennt als den Massenmord, daß jeder Mann, welcher Nation er auch angehöre, sein Freund, sein Bruder sei, daß man in erster Linie im Menschen den Menschen hochhalten soll, und daß es infolge dessen das größte Verbrechen ist, im Krieg einen Menschen zu töten.

Keinestwegs verkennen wir die Vorteile des Kadettenkorps: Gehorsam, stramme Disziplin und gesundheitliche Vorzüge durch die turnerischen Übungen. Uns aber scheint, man könne diese Tugenden auch ohne Gewehr und Säbel großziehen auf Wanderungen, Marschen und mit Spielen. Es stehen uns genügend Mittel zur Verfügung, die den Forderungen der Menschlichkeit entsprechen, um die Jungen ohne militärischen Klimbim zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft zu erziehen. Man muß sie nur richtig anwenden, für seine Ueberzeugung jederzeit mutig eintreten und neue Anhänger werben.

Genossinnen und Mütter! Helft, alle, diese Sumpflume des Kapitalismus ausrotten, das Kadettenwesen oder zum mindesten sein Obligatorium bekämpfen. Denn so lange dieses bestehen bleibt, dürfen wir auf einen dauernden Frieden nicht hoffen, und er ist doch unser aller sehnlichster Wunsch und Ziel.

Paula Rysler-Riesch.

Gewerkschaftliche Rundschau.

Lotte Pohl, Amsterdam, schreibt über die weiblichen Hungerlöhne in Frankreich:

Wie überall mußten auch in Frankreich die freigewordenen Arbeitsstellen der zu den Waffen einberufenen Männer vielfach durch Frauen ersetzt werden. Insbesondere mußten weibliche Arbeitskräfte zu allen jenen Beschäftigungen herangezogen werden, die unmittelbar dem Kriegsbetrieb dienen, wie vor allem zur Munitionsfabrikation und zur Herstellung aller Sorten Kleidungsstücke für den Soldatenbedarf. Der Kriegspatriotismus hat die französischen Unternehmer aber so wenig wie die anderer Länder daran gehindert, die Notlage der Frauen in schändlicher Weise auszunutzen und das noch allenthalben geltende kapitalistische Prinzip, die weibliche Arbeitskraft schlechter zu entlohnen als die männliche, in der Kriegszeit womöglich noch rücksichtsloser anzuwenden.

In einem Artikel des Pariser „Journal“ zeigt der radikale Schriftsteller Urban Gohier, wie die Unternehmer in der Kriegszeit aus der notgedrungenen Anstellung der weiblichen Arbeitskräfte ihren Spezialprofit saugen.

Während zum Beispiel ein professionell geschulter Arbeiter in der Militärkonfektion 75 Cts. per Stunde bekommt, erhält eine erste Arbeiterin nicht mehr als ein Tagelöhner, nämlich 50 Centimes per Stunde, während noch andere Kategorien Arbeiterinnen selbst unter dem Tagelöhnerverdienst stehen und einen Stundenlohn von nur 30 Cts. erhalten.

Auf diese Preise kann sich der Unternehmer freilich sogar zurechtens berufen, denn sie sind von der Militärverwaltung selbst festgesetzt worden, sonst würden die Unternehmer auch noch unter dieses Maß hinuntergehen. Auf Interventionen der Gewerkschaften hat sich die Intendantur wenigstens zu einigen bescheidenen Schutzbestimmungen verstehen müssen. Die Tarife müssen in den Ateliers angebracht sein. Umgeht der Lieferant das vorgeschriebene Minimum, so wird ihm der betreffende Fehlbetrag von der Lieferungssumme abgezogen und der Arbeiterin zugewiesen. Hier ist also immerhin eine gewisse Kontrolle und der Ausbeutung wenigstens eine Grenze gesetzt. In anderen Betrieben aber, wo die Frauen die einberufenen Männer ersetzen und genau die Arbeit dieser zu leisten haben, fehlt selbst dieser armselige Schutz vor der letzten Auswüzung von Not und Schwachheit des Geschlechts.

So erzählt Urbain Gohier, der in diesem Artikel übrigens grundsätzlich dafür eintritt, daß die Gesellschaft ohne Rücksicht auf das Geschlecht, für gleiche Arbeit gleichen Lohn zu zahlen verpflichtet ist — daß zum Beispiel im Restaurationsbetrieb die Kellnerin, die an die Stelle des Eingekückten tritt, gewöhnlich nur die Trinkgelder als Entlohnung erhält, der Kellner aber außerdem 50 Fr. Monatslohn bekam. Diese 50 Franken saßt nun der Unternehmer als Kriegsprofit ein! Ein anderes Beispiel: In einem Hotelrestaurant verdient der Kellner, der die besseren Tische zu bedienen hat, 15 Fr. pro Tag. Die Frau, die ihn jetzt zu ersetzen hat, erhält für eine vierzehnstündige Arbeitszeit Fr. 3.50!

Ein Automobilhaus, das augenblicklich Teile von Granaten fabriziert, zahlt jungen Arbeitern von 16 bis 18 Jahren 12 bis 15 Fr. per Tag — verheirateten Frauen für dieselbe Arbeitsleistung 5 bis 6 Fr. per Tag! In einer Patronenfabrik verdienen die Frauen, wenn sie eine bestimmte Anzahl Patronen erreichen, Fr. 3.70 per Tag — die Männer für dieselbe Arbeit das Doppelte!

In der für den Kriegsbedarf arbeitenden Hausindustrie herrscht naturgemäß eine noch schamlosere Ausbeutung der weiblichen Arbeitskraft, obwohl auch hier die Militärintendantur einige, wie man sehen wird, nicht eben wirksame Bestimmungen erlassen hat, um die Wirkungen des Akkordsystems zu mildern. Hier einige Angaben Gohiers über die Hauslöhne für Arbeiten des Kriegsbedarfs: Für ein Paar gestrickter Wollhandschuhe erhält die Arbeiterin 50 Cts. Sie kann bei angestrengter Arbeit zwei Paar im Tag verfertigen. Also 1 Fr. Tagelohn bei vierzehn- und fünfzehnstündiger Arbeitszeit! Eine Hemdennäherin bekommt 20 Cts. für ein Hemd. Sie kann höchstens fünf im Tag verfertigen und hat noch den Zwirn mitzubehalten. Also nicht einmal ein ganzer Franken per Tag. — Für das Nähen bestimmter Uniformhosen erhält die Arbeiterin Fr. 1.25 bis Fr. 1.70 per Tag usw.

Die Beschaffenheit der gewissen Sorte Kriegspatriotismus und Kriegswohlthätigkeit beleuchten die Lohnangaben Gohiers über die Herstellung kleiner Medaillen aus Karton, die an den sogenannten „Soldatentagen“ für wohlthätige Zwecke zugunsten der Soldaten verkauft werden. Für tausend solcher Medaillen wurden 75 Cts. bezahlt. Man könnte ebenso gut, meint der Artikelschreiber ironisch, einen Tag veranstalten, an dem für die betreffenden Arbeiterinnen, die diese Medaillen herstellen, gesammelt wird....

Die psychologische Erklärung für diese schändliche Ausnützung der Frauen sieht Gohier darin, daß die Unternehmer bei der Festsetzung dieser Hungerlöhne die tatsächlichen Unterstützungsmöglichkeiten an die Soldatenfrauen in Rechnung ziehen, so daß indirekt — „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Blagel“ — die kleinen Zubehörungen des Staates eine Aufmunterung zu noch gewissenloserer Ausbeutung werden!

Der für ein bürgerliches Blatt immerhin bemerkenswerte Artikel schließt: „Die Frau gibt dem Lande ihren Mann, ihre Kinder, sie dient ihm in hundertlei Formen. So möge man zum mindesten ihre Arbeit anständig entlohnen. Und tritt sie auf den Arbeitsplatz des Mannes, so bezahle man ihr auch den Lohn des Mannes!“

Dazu ist freilich vor allem nötig, daß die arbeitenden Frauen selbst von dieser Erkenntnis durchdrungen sind und Kraft und Willen aufbringen, sich diese wichtigste und elementarste Gleichberechtigung zu erzwingen.

Mutter Meier.

Am 14. Januar zog durch die Straßen Zürichs ein seltsamer Trauerzug. Verwundert blieben die Vorübergehenden stehen. Im Regen und Schneegestöber begleiteten vor allem Frauen und Jugendlichen einen Leichenwagen. Im Winde flatterten unsere roten trauerumflorten Banner.

Mutter Meier wurde die letzte Ehre erwiesen. Stolz schritten wir hinter ihr her, denn Genossin Meier war unser. Mit ihrem ganzen Wesen wurzelte sie in der Arbeiterklasse. Sie lebte ein langes entbehrungsreiches Proletarierleben. Ein Leben, das von der Wiege bis zum Grabe fast keine sorgenfreie Stunde kannte. Ein hartes grausames Leben, von dem sie sich nicht bezwingen ließ.

Mutter Meier wurde am 31. März 1839 in einem kleinen Dorfe Mährens als Kind armer Weber geboren. Die Arbeit der ganzen Familie — Mutter Meier mußte schon mit sechs Jahren selbständig zwei Webstühle bedienen — reichte nicht aus, das farge Leben zu fristen. Statt Brot gab es Schläge, außer für die Arbeit war für nichts Zeit vorhanden. Mit Schlägen sollte dem Kinde auch der Gottesglaube beigebracht werden. Ein harter bigotter Vater und heuchlerische Priester, welche gerade in jenen Gegenden das Volk in beständiger Furcht erhalten, um es zur Religion zu zwingen, versuchten das Kind fromm zu machen. Dieses aber lernte bei der schweren Weberarbeit früh denken und beobachten. Ihm wurde bald klar, welch verderblichen Einfluß die katholischen Priester auf die ausgebeuteten Weber ausübten. Die tiefen Eindrücke der Jugend haben sich bis zum hohen Alter, bis zum Tode, nicht verwischt. Wie lebhaft und erregt konnte die sonst so ruhige Genossin werden, wenn in Versammlungen oder im Freundeskreise gerade über religiöse Fragen debattiert wurde.

Bis zum 14. Altersjahre blieb das Mädchen in der Familie. Dann riß es sich los in die „Freiheit“. Zehn Jahre genoss es das Leben des Dienstmädchens und der Farbbarbeiterin. Mit 24 Jahren heiratete es einen Weber. Doch auch jetzt brachte das Leben wenig Sonnenschein. Harte Fronarbeit von Mann und Frau am Webstuhl reichte nicht aus, den Kindern Brot zu schaffen. Aber in jeder Lebenslage äußerte sich die Troznatur unserer treuen Genossin. Sie hatte jetzt wenigstens das Glück, daß der Gatte ihre Ideen teilte. Als im Jahre 1866 nicht weit von ihrem Wohnorte ein Arbeiterbildungsverein gegründet wurde, konnte sie ihren Mann veranlassen, sich ihm mit ganzer Kraft zu widmen. Ihr selbst war das nicht erlaubt, denn Frauen durften damals noch keinem politischen Verein angehören. Für diese war nur die Kirchentüre weit offen. Mutter Meier aber hat immer viel gelesen und nachgedacht. Für sie gab es nur eines: Kampf gegen die Heuchelei der Kirche, und Kampf den Unternehmern, welche die armen Weberfamilien bis aufs Blut aussaugten. Um ihrer klaren zielbewußten Ansicht willen wurde sie überall verfolgt. Wie bald war sie mit ihren Familienangehörigen als Reher verschrien, kein Hausbesitzer wollte mehr Unterkunft und Arbeit geben.

Der Mann starb früh, auch ein Kind. Im Jahre 1892 zog sie mit zwei Töchtern und dem Sohne nach Dielsdorf in die Schweiz. Sie konnte gar nicht begreifen, daß es hier noch keinen Arbeiterverein gab. Ein solcher sowie der Verkehr mit Gleichgesinnten, mit den Genossen, war ihr Lebensbedürfnis geworden. Sie scheute den weiten Weg nicht und ging einmal in der Woche nach Dersikon. Sie mußte auch immer ihre „Arbeiterzeitung“ lesen. Bei Sturm und Regen hat sie sich das „Volkrecht“ geholt. Später zog sie nach Zürich, die Kinder verheirateten sich und sie blieb allein. Nein, nicht allein, denn uns, den Proletariern, hat sie ganz gehört. Bis zum Tode hat sie der Arbeiterbewegung Treue und Hingebung bewahrt. Wie fleißig besuchte sie die Versammlungen! Ihre Hände blieben niemals müßig. Wie manche von uns hat eine kunstvoll geknüppte Tasche oder Schärpe, welche die fleißige Mutter Meier gearbeitet hat. In der Seele zuwider war ihr die bürgerliche Wohlthätigkeit im richtigen Empfinden, daß das, was ihr in ihrem ganzen Leben an Arbeitskraft in Form von unbezahlter Arbeit geraubt worden war, nicht durch Almosen zurückgegeben werden kann.

Bis ganz kurz vor ihrem Tode kolportierte sie an allen Versammlungen Parteiliteratur, aber nur Blätter und Bro-